

## **Professor für Professoren**

Max Weber: Briefe 1913 - 1914,  
in: Max Weber Gesamtausgabe (MWG), Band 8 (Abtlg. II: Briefe),  
hrsg. M. R. Lepsius/ W. J. Mommsen,  
in Zusammenarbeit mit Birgit Rudhard/ Manfred Schön,  
Tübingen: Mohr 2003,  
891 S., € 279,-

„Ich bin oft ein sehr schroffer Mensch“  
Weber über Weber am 22. 4. 1913

„Das Tobelchen schickt Züricher Kuchen. Sehr schön, aber steinhart, so daß nach jedem Stück der Kinnbacken lahmt. Ich habe für diese Bändigung meiner Gefräßigkeit gedankt“. Max Weber erholt sich im April 1913 in Ascona und berichtet seiner Frau Marianne („Liebes Schnauzel“) fast täglich über das Wetter, seine Lektüre, die eigene Befindlichkeit oder aber über persönliche Kontakte. Mina Tobler, gestorben 1967, so lässt sich der ebenso reichhaltigen wie anregenden Kommentierung des Buches entnehmen, eine Schweizer Pianistin, gehörte seit längerem zum engsten Freundeskreis der Familie Weber in Heidelberg.

Ein Großteil der in diesem Band veröffentlichten Zuschriften, immerhin all jene, die aus dieser Zeit erhalten geblieben oder auffindbar sind, zeugt von jener „Ballade des äußeren Lebens“, in der Biographien laut Hugo von Hofmannsthal aus Alltagsdingen gesponnen werden. Aber die Korrespondenz zeichnet auch nach, wie Geistesgeschichte aus Geschäftigkeit entsteht. Zwar sind die Gelegenheitsbemerkungen bedeutender Zeitgenossen nicht ihrerseits auch unbedingt bedeutend. Aber immerhin, nicht zuletzt anhand der hier versammelten Äußerungen lässt sich verfolgen, auf welche Weise sich die wissenschaftliche Position von Weber, Jahrgang 1864, in der Auseinandersetzung um politische, akademische oder auch publizistische Probleme verändert und klärt: Bis der Autor trotz aller Klagen über Belastungen und Ablenkungen hoffnungsfroh betont, dass der von ihm in dieser Zeit erstellte „große Artikel ‚Wirtschaft, Gesellschaft, Recht

und Staat' das *systematisch* Beste wird, was ich bisher geschrieben habe“ (S. 87). Das trifft noch aus heutiger Sicht zu, da Weber, gestorben 1920, sein Werk nicht vollenden konnte. Es gleicht einem sachlich überaus ergiebigen, von reichem Gedankenerz durchzogenen Trümmerhaufen. Eigentlich ein wirkungsgeschichtliches Drama! Es hat schließlich auch einige Zeit gedauert, bis die Rezeption einsetzte. Womöglich war es aber gerade die wenig systematische Werkform, die sein Denken präsent hielt, weil sie notgedrungen Interpretationen provoziert. Immerhin gilt Weber nach wie vor nicht nur als der Erzvater der deutschen, sondern bezogen auf sein weiterwirkendes Anregungspotential laut Raymond Boudon sogar als Bezugspunkt der *internationalen* Soziologie.

Zugleich aber geht es immer noch um die Sammlung seines Nachlasses. Und das ist ein mühsames Gewerbe. Fünf Jahre brauchte es, um der verdienstvollen Gesamtausgabe seiner Schriften ein neues Briefwerk hinzuzufügen und damit seit 1990 den vierten von zehn geplanten Epistelbänden.

Die langen Abstände der Veröffentlichungen verweisen auf Schwierigkeiten bei der Sicherung, Entzifferung und - wieder einmal muster-gültigen - Erläuterung der vorliegenden 383 Korrespondenzen. Sie beginnen am Donnerstag, dem 2. 1. 1913 mit einem Brief an den Verleger Siebeck und enden am 18. Dezember 1914. An jenem Freitag versucht Weber seinen Schüler Robert Michels in Basel zu beruhigen. „Natürlich wird der Grundriß fertig gemacht“, schrieb er, „nebst Ihrem Beitrag“. Aber wohl erst nach dem Krieg. Momentan gebe es ganz andere Aufgaben. Viele Mitarbeiter seien zudem im Feld und „wer weiß, ob sie wiederkehren“.

Weber engagierte sich nach Kriegsbeginn im Sommer 1914 in der Lazarettverwaltung vor Ort in Heidelberg. „Marschieren kann ich ja leider nicht“, klagt er, „und bin daher auch an der Front nicht zu brau-

chen“ (S. 782). Für jenes Werk, für den monumental angelegten ‚Grundriß der Nationalökonomik‘ also, das ihn seit 1910 beschäftigte, blieb seit Kriegsbeginn kaum mehr die Zeit. Trifft die Beschreibung ‚beschäftigte‘ wirklich zu? Als hauptverantwortlicher ‚Schriftleiter‘ empfand Weber die Herausgabe seit längerem als „gottverfluchte Tretmühle“, gar als „schwersten Fehler meines Lebens“. Denn bald stellte sich heraus, dass die „Bummelei von Kollegen“, zudem die zuweilen enttäuschende Qualität der Beiträge auch bekannter Akademiker, nicht nur zu Verzögerungen führte. Weber war auch immer wieder genötigt, neue Mitarbeiter aufzutreiben. Doch Autoren wie der von ihm umworbene Johann Plenge (20 Briefe) lieferten ihre Texte trotz Zusagen mit fadenscheinigen Gründen später dann doch nicht. „Überall Banausentum!“, resümierte Weber den Verfall akademischer Gepflogenheiten.

Aber mehr noch, wie die 99 Briefe an seinen Verleger zeigen, selbst der Grundriss-Aufbau war im Laufe der Zeit wieder und wieder umzumodeln. Das bewirkte übrigens, dass Weber sich entschloss, mehr Teilthemen selbst zu übernehmen als ursprünglich beabsichtigt. Er hat sich damit übernommen, wie wir wissen. Zum einen, weil er gleichsam in vivo eigene Konzeptionen, auch die einer „Soziologie, wie ich sie verstehe“ (S. 724) entwarf und wieder modifizierte. Aber wohl auch deswegen, wie der Briefband zugleich verdeutlicht, weil Weber sich an allzu vielen Schauplätzen und Fronten aufrieb. Und das, obschon doch gerade er resigniert festgehalten hat, man „kann heute nicht ‚Mädchen für alles‘ sein wollen“ (S. 750).

„Ich habe die verdammte Arbeiterei so satt“, klagt Weber am 5. 9. 1913 an Rickert. Gleichzeitig aber scheint er diese „Hundearbeit“ zu brauchen. Ansonsten lässt sich kaum sein Engagement erklären etwa in Berufungsvorgängen, bei Rechtshändeln, Ehrenstreitigkeiten, Kundgebungen, Familienkonflikten, im Streit um Wertfragen oder aber

bei den Eheproblemen anderer. Um nur davon zu sprechen! All das nahm Zeit, viel Zeit in Anspruch. Man fragt sich hier und da, ob all das die Mühe lohnte? Vor allem, weil Weber unablässig, nicht nur gegenüber seiner Frau (59 Briefe), von Müdigkeit, Überlasten und Arbeitszumutungen durch andere klagt. Schlafen kann er ohnehin nur mit schweren Medikamenten. Immer wieder muss er sich in Ascona ‚entgiften‘.

Lohnte sich seine Mühe? Und die Erregung? Häufig ist Weber in Harnisch, oft empört, immer engagiert, nicht zuletzt für weibliche Bekannte, man denke an die heimlich angehimmelte Frieda Gross (32 Briefe). Und er fühlt sich leicht in seiner Ehre verletzt. So von Bernhard Harms in Kiel, es ging um einen schiefen Ausdruck seines Kollegen. Resultat war eine Forderung als „Kavalier“ auf Säbel. Der Jüngere erwies sich aber als „unritterlicher Schuft“, dem Weber dann doch „die Waffenehre“ verweigert. Harms stand ihm aus Zeitgründen nicht umgehend mit dem Säbel zum „ritterlichen Waffengang“ (S. 69) zur Verfügung. Das klingt sehr nach Fontane. Selbst große Köpfe wie Max Weber teilten die Engstirnigkeiten ihrer Epoche. Entsprechend dauerte es auch eine ganze Weile, ehe er etwa die Kriegsführung des Reiches kritisierte, am Ende gar für selbstdestruktiv hielt.

Vergeblich oder ephemeral, das alles zu lesen ist dennoch höchst aufschlussreich. Fehlschlüsse auf hohem Niveau erlauben auch besondere Einblicke in den damaligen Zeitgeist. Daneben laufen wissenschaftliche Kontroversen, etwa Webers Ringen um eine angemessene Kapitalismus-Definition, über die er mit Werner Sombart oder Georg von Below streitet. Wir spüren seinen Zorn über die eher ideologisch geprägte als auf Qualität bedachte Berufungspolitik im Wilhelminismus, unter der Robert Michels, Georg Simmel oder Franz Eulenburg zu leiden hatten.

Nicht zuletzt derartige Kontroversen untermalen seine entschiedene Haltung in der Werturteilsfrage. Sie lässt ihn, den Mitgründer, bald wieder aus der ‚Deutschen Gesellschaft für Soziologie‘ (1909) ausscheiden, weil man sich dort nicht an die empfohlene Werturteilsenthaltsamkeit hält. „Die Confusion ist gewaltig“ (S. 85), lautet sein Urteil. Gerade deswegen mag man über Werte streiten. Zu entscheiden aber sind sie nicht. Was bleibt mithin zu tun? „Ich halte den unausgleichbaren *Conflikt*, also die Notwendigkeit steter Compromisse“, lautet die Modus-vivendi-Formel Webers vom 2. April 1914, „für das die Werthsphäre Beherrschende“. Das trifft noch heute den Kern des Problems.